Zeitschrift: Sprachspiegel: Zweimonatsschrift

Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache

Band: 69 (2013)

Heft: 6

Artikel: Die Schrift spricht : was Manuskripte zeigen können - am Beispiel

Gotthelfs

Autor: Wernicke, Norbert D.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-422198

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Schrift spricht

Was Manuskripte zeigen können – am Beispiel Gotthelfs

Von Norbert D. Wernicke¹

Wer ein sauber gebundenes Buch aus einem renommierten Verlag in die Hand nimmt, wird gelegentlich der Illusion verfallen, dass er damit einen «echten» Text in der Hand hält, in seiner Gestalt genau so, wie es der Autor wollte. Dies sollte umso mehr gelten für einen Schriftsteller, dessen Tod schon über 150 Jahre zurückliegt, der seinen Text also nicht mehr verändern kann. Jede historisch-kritische Edition kratzt an dieser Illusion. Nicht ein abgeschlossener Text, sondern die Arbeit des Schriftstellers an seinen Werken steht hier im Vordergrund. Entwürfe, Überarbeitungsstufen, Korrekturen durch Dritte, Erstdrucke, Überarbeitungen für weitere Ausgaben: Für solch eine Edition werden alle erreichbaren Textzeugen zu Rate gezogen, flüchtige Notizen auf Papierresten ebenso wie sauber geschriebene Druckmanuskripte und sämtliche Drucke zu Lebzeiten. Hier wird schon deutlich, dass ein (Text) alles andere als eine feste Grösse ist. Der Autor hat Ideen notiert. verändert, Verbesserungen gesucht, Wörter wieder herausgestrichen, ja sich selbst dann noch korrigiert, wenn das Buch schon auf dem Markt erschienen war. Nicht zuletzt korrigieren Verleger und Lektoren ein Werk – im günstigsten Fall in Absprache mit dem Schriftsteller.

Nicht nur inhaltliche Korrekturen, sondern auch und gerade die sprachliche Arbeit an den Texten kann Aufschlüsse über den Entstehungsprozess der Texte liefern. Nicht ohne Grund bildet in vielen Ausgaben die Handschrift des Autors die Textgrundlage, so auch in der älteren kritischen Edition der «Sämtlichen Werke» [SW] von Jeremias Gotthelf, durch deren «Ergänzungsbände» [EB] noch erweitert. In eigenartiger Dialektik wird durch solch eine Editionsphilosophie

die Illusion des (fertigen) Textes durch Darstellung des Entstehungsprozesses einerseits zerstört, andererseits durch die Hinwendung auf das handschriftliche, von allen Zusätzen und Korrekturen der Lektoren und Herausgeber befreiten und damit angeblich unverfälschte Autorwort durch die Hintertür erneut installiert. Die Historisch-kritische Gesamtausgabe Jeremias Gotthelf [HKG], die zurzeit an der Universität Bern das Gesamtwerk neu ediert, geht aus diesem Grund von einer anderen Perspektive aus. Ediert wird der Text, wie er in seiner Zeit gewirkt hat, also im Normalfall der (Erst-)Druck zu Lebzeiten. Abweichungen weiterer Textzeugen werden für die intensive wissenschaftliche Arbeit in einem Variantenapparat vermerkt, bei grösseren Abweichungen auch durch einen Zweitabdruck. Die Darstellung der handschriftlichen Vorformen und Korrekturprozesse bleibt somit auch bei dieser Art von Edition ein gewichtiger Bestandteil und kann zur Textinterpretation sowohl in inhaltlicher als auch in sprachlicher Hinsicht herangezogen werden.

1. Korrekturen in den Manuskripten

Es ist schon von andern bemerkt worden, dass sich Gotthelf im Grossen und Ganzen als Kopfarbeiter präsentiert. Er formulierte die Sätze im Kopf vor und schrieb sie dann aufs Papier, ohne noch viele Korrekturen anzubringen. Anstelle einer gründlichen Überarbeitung auf dem Papier mit nachträglichen Streichungen und Ergänzungen zog er es vor, einen Text allenfalls auf neuem Papier neu zu schreiben. So existieren von einem kürzeren Text, den er vermutlich zur Veröffentlichung in einer Zeitung gedacht hatte, drei Versionen, keine von ihnen mit wesentlichen Korrekturen zwischen den Zeilen oder am Rand, wie es für spätere Überarbeitungen typisch wäre. Auf dem Manuskript, das er vermutlich als zweiten Entwurf verfasste, lässt sich gegen Ende sogar ein Einfügungszeichen finden, das er dann aber wieder durchstrich. Offensichtlich wollte er einen Gedanken ergänzen, entschied sich dann aber dagegen und formulierte den gesamten Text nochmal neu, diesmal tatsächlich erweitert. Ein Arbeitsprozess auf dem Papier zeigt sich nur selten, so bei einem Notizblatt, das er im Dezember 1837 mit Gedanken füllte.

Hier hat er erste Ideen zu einem Vorfall, der ihn beschäftigte, in der Reihenfolge notiert, in der sie ihm in den Kopf kamen, ohne auf die logische Abfolge des Textes zu achten. Ein für Zeitungsartikel der Zeit typischer Ingress steht nicht, wie zu erwarten wäre, zu Beginn, sondern inmitten der Seite zwischen anderen Absätzen: «Jm Volksf[reund] v[om] 21 Dec[ember] steht üb[er] d[en] gewes[enen] Ob[errichter] B[itzius]² ein Arti[kel] v[on] d[em] wohlb[ekannten] M[ann] d[er] entw[eder] gem[ein] spricht od[er] schm[ählich] schreibt. A[u]f d[ie]s[en] Art[ikel] dient folg[endes] zur Antw[ort]». Ein weiterer Absatz ist durch Korrekturen vollkommen zerstört. Der ursprüngliche Satz hiess, mit Bezug auf vorher erwähnte Beleidigungen gegen seinen Vetter Karl: «Diese [Beleidigungen] hatten das Eigenthümliche daß sie vorzugsweise über rechtlichen wirklich vaterlandsliebende nicht bloß Aristokraten haßende Männer floßen.» Durch eine Ergänzung eines offensichtlich vergessenen «alle» über der Zeile korrigierte er zum syntaktisch richtigen «über alle rechtlichen». Eine Ergänzung von «Ausflüße» und gleichzeitige Tilgung von «hatten das Eigenthümliche daß sie vorzugsweise», zudem Korrektur von «nicht bloß Aristokraten haßende Männer floßen» führt zu einer vollkommenen Zerstückelung: «Diese Ausflüße über alle rechtlichen vaterlandsliebende Man[n]e gespritzt wurden, wenn sie etwas anderes thaten als d Arist haß». Offensichtlich fehlt ein Relativpronomen, aber selbst dann kommt der Satz zu keinem befriedigenden Schluss, da dem Subjekt auch in dem später Ergänzten ein Prädikat fehlt. Nach diesen missglückten Korrekturversuchen gab Gotthelf es auf, den Text zu überarbeiten; weder ein weiteres Manuskript noch ein Druck sind bekannt.

Während solches Arbeiten auf dem Papier bei Gotthelf eher selten ist, finden sich kleinere Korrekturen ständig, und im grössten Teil der Fälle führt er sie beim ersten Aufschreiben durch, also beim Schreiben in der Zeile (vgl. Abb. 1/2). Er schreibt ein Wort, manchmal nur einen oder zwei Buchstaben, hält inne, streicht es durch und schreibt in einer neuen Formulierung dahinter weiter. Ein typisches Beispiel: Gotthelf schreibt, er lade seine «Freunde ein», wobei er das «ein» wie-

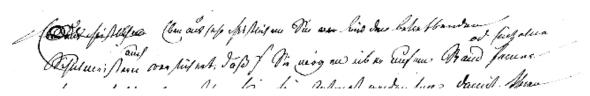


Abb. 1: Gotthelf streicht den ganzen Beginn des Satzes «Eben aus christlichem», um ihn mit einer Ergänzung als «Eben aus sehr christlichem Sin[n] ... » nochmal neu zu schreiben. Das durchgestrichene «ver» lässt vermuten, dass er das passivische Verb in der Konstruktion «... wird den betreffenden Schulmeistern auch versichert ... » ursprünglich aktivisch formulieren wollte. (Burgerbibliothek Bern, N Gotthelf 8.1.3; Abb. 2 unten: 8.1.6).

der streicht und mit «freundlich ein» weiterschreibt, den Satz also um ein Adverb erweitert.³ Die Manuskripte lassen vermuten, dass er nach dem Abfassen zumindest einen Korrekturgang durchführte, bei dem er z.B. seine häufigen Hauptsatzreihungen mittels Korrektur von Komma zu Punkt und von nachfolgender Kleinschreibung zu Grossschreibung auftrennte. In einem Text vom Oktober 1831 wechselt die Tinte nach zwei Seiten von hellbraun zu fast schwarz. Hier scheint offensichtlich eine Schreibpause vorgelegen zu haben, bei der er das Tintenfässchen wechselte, und interessanterweise sind die Überschrift und ein Zusatz im ersten Teil in der neuen, dunklen Tinte ergänzt, was auf einen späteren Korrekturgang schliessen lässt.

Auch sprachliche Verbesserungen machen selbstverständlich einen grossen Teil der Bearbeitungsstufen aus. In einem Zeitungsartikel

fragt Gotthelf polemisch, «wer wohl der Erfinder und Verfaßer jener unglüklichen 24 Fragen gewesen sei, welcher unter der Schulkommißion den ersten Unwillen erregten». In dieser Form sind Relativpronomen und Nebensatzprädikat nicht kongruent, und tatsächlich ist das Wort «welcher» durch ein einfaches Durch-

Labert Gran

Abb. 2: Hauptsätze trennt Gotthelf ggf. durch Korrektur eines Kommas zu Punkt mit anschliessender Grossschreibung, hier durch Anfügen eines einfachen Bogens über dem kleingeschriebenen «gehen ...».

streichen des «r» zu «welche» korrigiert.⁴ Es ist möglich, dass Gotthelf sich schon während des Schreibens des Satzes entschied, den Bezug des Relativsatzes vom Subjekt des Hauptsatzes «Erfinder und Verfasser, welcher ...» auf das Objekt, nämlich die «24 Fragen, welche ...» zu wechseln. Da die Tinte der Streichung allerdings dunkler ist als diejenige des Textes, ist es wahrscheinlicher, dass Gotthelf bei einem Korrekturgang, eventuell sogar erst der Redaktor der Zeitung, der diesen Text vor Abdruck nochmal überarbeitete, die grammatikalische Inkongruenz des Satzes bemerkte und in der inhaltlich abgeschwächten Form vereindeutigte: Nicht mehr der Verfasser der 24 Fragen, Emanuel von Fellenberg, gegen den Gotthelf (und nicht nur er) eine tiefe Abscheu hegte, sondern nur dessen Fragen erregten Unwillen.

2. Die Schrift als Sprachmarkierung

Solche Korrekturprozesse sind gelegentlich sogar abseits der lexikalischen Bedeutung der Wörter bedeutsam. Schon die Schriftart, die Gotthelf benutzt, kann Rückschlüsse auf die Semantik seiner Formulierungen ermöglichen. Hierbei geht es vor allem um den Wechsel zwischen deutscher und französischer Schreibweise. Wie für die Zeitgenossen üblich, schrieb Gotthelf normalerweise in neugotischer Kurrent, auch einfach «deutsche» Schrift genannt. Für fremdsprachliche Ausdrücke dagegen, also vor allem lateinische oder französische Wörter, verwendete er die Antiquakursive oder «französische» Schrift, die in Frankreich und England schon seit dem 16. Jh. gebräuchlich war und auch im deutschsprachigen Raum an Schulen gelehrt wurde, um französische Wörter lesen und schreiben zu können; sie ist die Grundlage für unsere heutigen Schreibschriften.

Seinen Umgang mit den beiden Schriftarten kann man in einer Preisschrift zu einem Wettbewerb der Ersparniskasse Wangen im Jahre 1830 beispielhaft sehen.⁵ Dort schreibt Gotthelf an einer Stelle das

⁴ HKG F 1.1, S. 40.

⁵ Burgerbibliothek Bern, N Gotthelf 7.8b, [Preisaufgabe über eine Dienstbotenersparnißkaße]. [Lützelflüh] 1830; vgl. EB, Bd. 18, S. 109–121, 300–302, für deren Edition aber eine Abschrift aus unbekannter Hand zugrunde lag.

Wort «Examen» in der französischen Schrift, streicht es dann aber durch und schreibt es erneut, diesmal aber in der deutschen Kurrent (vgl. Abb. 3); ihm war also der lateinische Ursprung bewusst, doch identifizierte er das Wort nach einigem Nachdenken nicht mehr als Fremdwort. Das ist umso bedeutsamer, als er in einem zwei Jahr zuvor geschriebenen Brief an den Schultheissen von Bern das Wort in französischer Schrift schrieb, ohne sich zu korrigieren, 6 in einem Manuskript

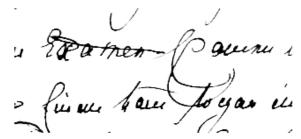


Abb. 3: In einer Preisschrift von 1830 korrigiert Gotthelf das Wort «Examen» von lateinischer zu deutscher Schrift. Nicht nur das Eund das xunterscheiden sich sichtbar, sondern auch m und n werden in der französischen Schrift schulmeisterlich oben gerundet, im Gegensatz zur unteren Rundung in der Kurrent.

zu einem Zeitungsartikel vom Januar 1838 das Wort aber schon auf Anhieb in deutscher Kurrent schrieb.⁷ Die Preisschrift von 1830 ist also der augenfällige Nachweis, dass Gotthelf in diesem Jahr das Fremdwort vollkommen integrierte und damit als deutsches Wort ansah.

Typisch für Gotthelf ist, dass bei ihm zwar ein Bewusstsein für die Unterschiede zwischen deutscher und französischer Schrift vorliegt, er die französische Schrift aber nicht konsequent benutzte und Buchstabenformen unterschiedlicher Schreibstile miteinander vermischte. An einer Stelle beispielsweise schrieb er «Jesus» im selben Text mal in französischer Schrift, kurz darauf in deutscher.⁸ Bei einigen Versalien wie dem G und dem W stehen deutsche und französische Formen unterschiedslos nebeneinander, bei Minuskeln wie a, l, m, n oder t wird der theoretisch vorhandene Unterschied von Gotthelf kaum beachtet. Generell lässt sich bei Gotthelf über die Jahre eine Tendenz zur Antiquaschreibung feststellen. In diesen Fällen scheint die Schriftart weniger

⁶ Staatsarchiv Bern, III 377 (Konvolut Schulwesen Lokales Verschiedenes), Brief vom 14. Mai 1828 an den Schultheissen von Bern, S. 1.

⁷ Burgerbibliothek Bern, N Gotthelf 25.10.1.21; vgl. HKG F 1.1, Nr. 40.

⁸ Burgerbibliothek Bern, N Gotthelf 7.5a. [Christliche Freiheit und Gleichheit in Vergangenheit und Gegenwart]; vgl. EB, Bd. 12, S. 193–212.

darauf hinzuweisen, ob er das Wort als Fremdwort ansah, sondern sie ist Teil der allgemeinen Tendenz bei Gotthelf, mit zunehmendem Alter die – häufig einfacheren – französischen Formen zu bevorzugen.

Diese Tendenz zur Vereinfachung lässt sich allgemein im deutschen Sprachraum beobachten. Gotthelf thematisierte dies sogar in seinen literarischen Texten, wo in der Erzählung «Der Ball» die beiden Bauerntöchter Trineli und Stini die «neumodische Gschrift» nicht lesen, sondern nur buchstabieren können, oder in der «Käserei in der Vehfreude», in der Peterli die neue Schrift für «welsch» hält, der Briefträger ihn aber berichtigt: «Allem an ist es die neue Gschrift, welche aufkommt in den Schulen, man nennt sie die deutsche. Ich verstehe mich auch nicht darauf, aber sie soll schöner sein als die alte.»

3. Fraktur reden – auch mit Antiqua

Gotthelf hatte zwar ein allgemeines Bewusstsein für die unterschiedlichen Schriftarten, kümmerte sich aber häufig nicht übermässig um Buchstabenformen. Trotzdem gibt es Fälle, die bedeutsam sein können. Schriftart vermittelt in diesem Falle eine Zusatzinformation, die aus der Semantik der Worte allein nicht deutlich wird. In einem Zeitungsartikel vom 21. Januar 1838 beschwerte sich Gotthelf über die Anstellung eines Pfarrers durch das Berner Erziehungsdepartement. Dieser Pfarrer stammte aus der Romandie und hatte kein Berner Theologieexamen abgelegt. Vor allem aber fand Gotthelf stossend, dass dieser Pfarrer namens Dubois der Schwager des frankophonen Präsidenten des Erziehungsdepartments Charles Neuhaus war – Gotthelf witterte Vetternwirtschaft. Eine Anklage und eine Duplik, also ingesamt zwei Texte, verfasste Gotthelf in dieser Angelegenheit.¹⁰

Obwohl nun der Name Dubois schon auf den ersten Blick keine deutschen Wurzeln zu haben scheint und obwohl Gotthelf auf die

⁹ SW, Bd. 12, S. 51; Bd. 21, S. 219-221.

¹⁰ Vgl. HKG F 1.1, Nr. 40 und 41; zudem die entsprechenden Kommentare von Marianne Derron in HKG F 1.2; Manuskript Abb. 4: Burgerbibliothek Bern, N Gotthelf 25.10.1.22.

Verwandtschaft mit Neuhaus hinweist, zudem im Kanton allgemein bekannt war, dass dieser frankophon war, zeichnete Gotthelf den Namen Dubois konsequent durch eine französische Schrift aus. Dies machte er bei dem im selben Text erscheinenden Ludwig Philipp von Bombelles – wie der Name schon zeigt, ursprünglich französischer Abstammung – nicht, ja selbst Napoleon III. wurde in den Erwähnungen von Gotthelf anlässlich des «Napoleonhandels»

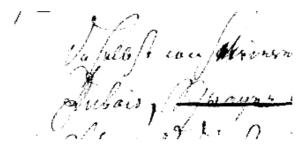


Abb. 4: Gotthelf beginnt den Namen «Dubois» (untere Zeile) mit einem deutschen D, korrigiert sich aber sofort zu einer französischen Schreibung (was am fehlenden u-Bogen und dem fehlenden abschliessenden Aufstrich des s eindeutig bestimmt werden kann).

1838 nicht mit einer französischen Schreibung beehrt, auch andere offensichtlich französische Namen wie Benoit schrieb Gotthelf in Kurrent – den deutschen Jean Paul dagegen in französischer Schrift. Bei Jesus schwankte, wie erwähnt, die Schreibung sogar innerhalb desselben Textes. Offensichtlich herrschte bei Gotthelf in Bezug auf die Schreibung eine gewisse Indifferenz vor. Im Fall von Dubois ist seine französische Schreibung aber eindeutig und bewusst gesetzt, was man an Korrekturen erkennen kann: Zweimal beginnt er mit einem Kurrent-D, bricht aber sofort ab und korrigiert sich zur französischen Schrift (vgl. Abb. 4). Die Auszeichnung des Namens, die Stigmatisierung als welsch, als unbernisch, scheint Gotthelf also besonders wichtig gewesen zu sein – etwas, was man von der Zeitungsredaktion nicht sagen kann, denn sie ignorierte die Schriftauszeichnung von Gotthelf geflissentlich und setzte Dubois, wie alle andern Namen auch, in Fraktur.

Stigmatisierung durch Sprache und in deren Folge auch durch Schrift sind auch in weiteren Texten ersichtlich. Auf den ersten Blick deutlich wird es bei dem Kalendertext «Wie ein Welsch Wein verkauft» aus dem «Neuen Berner-Kalender auf das Jahr 1844», der durch einen hohen Anteil französischer Wendungen die Geschäftsgebaren der Romands auf die Schippe nimmt, was sich auch auf das Schriftbild niederschlägt (vgl. Abb. 5, S. 176/177). Auch in andern Kalendertexten

wird der Gebrauch des Französischen parodiert, wenn die fremde Sprache nur der Eitelkeit und der Selbstsucht dienen soll.

Nicht so offensichtlich, aber auf den zweiten Blick doch erkennbar, findet sich ein ähnliches Vorgehen wie in dem Kalendertext in einem offenen Brief an den Schwager des erwähnten Dubois, an Charles Neuhaus, Präsident des Erziehungsdepartementes, übertitelt «Guter Freund!» Da Neuhaus frankophon war, sind in dem Text Häufungen von Gallizismen zu finden: «arivirt», «comité occulte», «bête noire», «partout», «apportiren», «compromettirt», «au fait», «Surprise», «confuser». Selbst das bereits im 17. Jahrhundert entlehnte «passieren» wird durch die französische Schrift wieder gallisiert – an anderer Stelle gönnt Gotthelf dem französischen Einwanderer die deutsche Kurrent.¹¹ Die Schriftart zeigt also das Konzept, den frankophonen Neuhaus auch durch eine Häufung französischer Wendungen zu parodieren.

Bei aller Indifferenz gegenüber der Schrift kann die Schriftart also doch einen Hinweis darauf geben, inwiefern Gotthelf eine ironische Distanz zu Fremd- und sogar Lehnwörtern aufbaute, inwiefern er Fremdartigkeit nicht nur durch die Semantik, sondern auch durch die Schrift zum Ausdruck bringen wollte oder sich die Distanz mehr un- oder halbbewusst im Schreibprozess niederschlug. Die ironische Distanz drückt sich zudem inhaltlich aus. Gotthelf warf dem frankophonen Neuhaus nämlich vor, dieser treibe «die Sache manchmal so weit, daß dir nicht bloß Gesetze sondern Sprache und Begriffe kauderweltsche Dinge zu sein scheinen, du nennst edel, was schlecht ist, nimst Treubruch und Meineid für hochherzige Thaten, nennst Spitzbuben Vaterlandsfreund»,12 er führt die politischen Differenzen zwischen sich und Neuhaus also indirekt auf dessen frankophone Herkunft, seine «[kauder]welsche» Sprache und die daraus resultierende Sprachunsicherheit zurück, und er markiert diese These auch durch seine Schrift.

¹¹ Burgerbibliothek Bern, N Gotthelf, 8.1.26 [Guter Freund]; ebd. 8.1.10 [Mißstimmung im Kanton Bern]; vgl. HKG F 1.1, Nr. 112 und 93.

¹² HKG F 1.1, S. 259.

4. Abneigung gegen adliges Französisch

Über Gotthelfs Stil zwischen reinem Berndeutsch und Standardsprache, sowohl in schweizerischer als auch in norddeutscher Ausprägung, ist schon einiges geschrieben worden¹³. Tiefergehende Untersuchungen zum Gebrauch des Französischen in Gotthelfs Werken fehlen bisher, obwohl seine Abneigung nur allzu bekannt ist: In der Armennoth echauffiert er sich gegen eine Ausbildung bürgerlicher Kinder in der Romandie, in der «Monsieur und Madame eins werden, deutsche Kinder zu rupfen, um bequem faulenzen zu können, wo beide sich berufen glauben, Menschen zu bilden, weil Madame Weltsch parliert und Monsieur transchiert, daß aus einem Hähneli siebzehn Stücke werden, wo Madame die Turnüre observiert und Monsieur mit gefälligen Redensarten fade konversiert, Monsieur jede Tasse Kamillentee notiert und Madame die armen Meitscheni um ihre Lebkuchen düpiert, damit den Tisch ein halbes Jahr lang mit wohfeilem [sic!] Dessert furniert, kurz, wo der schmählichste Eigennutz unter eleganten Manieren hervorschimmert».¹⁴

Wie im Kalendertext oder im offenen Brief an Charles Neuhaus überschreitet der Text durch die übermässige Fremdwortnutzung die Grenze zur Satire offenkundig. Nur zur richtigen Einordnung dieser Zeilen: Das Poltern gegen die Erziehung in Pensionen der Romandie hielt Gotthelf nicht davon ab, auch seine eigenen beiden Töchter jeweils zwei Jahre in eine Pension nach Neuenburg zu schicken, damit sie dort den «gesellschaftlichen Schliff» bekommen. Die Angst vor dem französischen Umgang allerdings scheint bei Gotthelf tief zu stecken, schrieb er doch seiner Tochter Cécile kurz vor ihrer Heimkehr aus Neuenburg – sicher nicht ohne deutliches ironisches Augenzwinkern, in dem aber vielleicht auch ein Fünkchen Wahrheit steckt –, die Eltern fürchteten sich «sehr vor dir, wir denken du werdest eine hohe Dame sein voll Glanz und Strahlen und Alles und wir damit für dir [sic!] zu

¹³ Siehe auch «Sprachspiegel» 4/2013, Schwerpunkt Gotthelf I.

¹⁴ SW 15, S. 177 f. (Diese Ausgabe ist in der Rechtschreibung des 20. Jahrhunderts gehalten.)

¹⁵ Vgl. Bernhard von Rütte: Cécile von Rütte-Vitzius. Jeremias Gotthelfs jüngere Tochter 1837–1914. Bern: Haller 1999, S. 26f.

Aus dem «Neuen Berner-Kalender auf das Jahr 1844»

Wie ein Welsch Wein verkauft.

Wie ein Welsch Wein verkauft.

war ein Weinherr, Gusch mit Ramen, (Wein. bengste nemut unan immer die Commis, Mein. berren die Chefs einer Weinhandlung), der Andere Wirth Rüschlander. Das daß Jor uns auch die Spre gebr, zu uns zu tommen, wir baben schon geglaubt, ihr seier fürdüre. Der Knecht wird euce Fubrwerk in die Remise thun und die Sachen himeinbringen ift recht fcba von Euch, fagte Wirth Rufchlie.

Naturellement, das versteye's, wer wett am Abe zu Herr Rüschli to und nit übervacht. Ihreu mi allimal tang vor's Hus, e Ab bei chez vous 3 passier.

Trau mengisch gleut, ja wenn nur alte Orte wäre, wie bi Monsieur Rüschi, dann mär das Reisen mie bi Monsieur Rüschi, dann mär das Reisen eine veritable recreation. Es ist allemal die aimableise-soirée, wo ich bet Monsieur Rüschi und sind ehermante famille gaüir. Aber mantes kiles? In Hoser die et vos charmantes kiles? In Hoser die souvent die, meugisch da nib gleit ju mus Kind, is meugisch da nib gleit ju mus Kind, obougre, so geschiett u ibätig! Oui, Monsieur Küschiett ib muß is Kebr euch meine Söhn und Töchere schick, ib muß is Kebr euch meine Söhn und Töchere schick, ib muß is Kebr euch meine Söhn und Töchere schick, ib muß is Kebr euch meine Söhn und Ab bon soir, Monsieur Rüschli, bon soir, ist bravs pon Euch, daß Ihr wieder einmal som einem vous va, toujours jeune, toujours in met, wir baben asange recht Längizhti nach Euch. In kuft. Ihr Babe meinem Mann manchmal gestelle sprach ein schleger gepflegeer Mann, der, sigt, der Herr Gusch sei so sand nicht da gerflegen, einem ebenfalls weisen, ob wir ihm wohl etwas zu Leid geiban auf gewflegeen Kanne der Harr Baire bat. Der Eine bätten? Da dürit i'h gar nit in, vo wege ma femme, das erit, wo's fragt, wenn i'b beim komm, ift

Grau hal hack e Ribicho, faato Goov Wilteri savoir faire.

toujours: Et Monsieur Rüschst, comment se porte-t-il, et toute sa famille? Fa, ihr su myner Frau in gusem Andenken vo's vorfeen er Monsieur Rüschst.

Es würde uns gar sehr freuen, sagte Rüschli. Ma wenn Ihr einmas Eure Frau mithringen würdet, und sie hat es mir so halb und halb veridrochen. In mis Frau verspricht toujours und cha doch nie furt, wege die Ménage, aber voi viel seirs, wenn es nur e Abe passier chönnt mit Madame Rüschli, votre charmante kenime, vo wege die Röst und die Speck. All Ab säg ib mus Frau, wie die Madame Rüschli es Röst mach und Speck, us die die Madame Rüschli es Röst kehras. dans koute ma vie die die nus die is mus we

unach und Spect, uf's jardinage, wie i'h mys Lebtag, dans toute ma vie, jamais g'ieb ha.

Ah, hon soir Madame Rüschli, comment vous portez-vous? Pardieu, alkemal plus belle et plus gracieuse, Fo ha mys Frau mengist g'feit, i'h tenn uf all my Route fens Frau, io gut conservirt und geng bübsch, wie Madame Rüschit. Oui, Monsieur Rüschli, vous avez aut usg'ies, wenn z grau Haar nit wär, es chönt

mi 3'Ryd acho. Gerr Gusch, sagte die Frau Birthin, Ihr lonnt geng gut verzire, Aber es c

aber nimm usem bintere Faß. D'r Herr Euschauts doch wüse, wie da wo er mir vor eme Jahr drüger das bet, worde ist. Three missen das kenten bet, worde ist. Is fr. Monsieur Rüschlis, eues charmant Frau soll nit is Keller für mis, absolut nit, lieber will i'h selber gab, partout non, ich will's nit, Monsieur Rüschlis, scher Fur Sungs, ou votre fils, non, non Madame, so nes charmants

Kefauli foll nit is Keller pour moi.

D mas felb ist, ich muß für Manchen in Keller, dagte Madame Rüschli, wo mit nicht balb so lieb ist, wie der Herr Gusch. Ihre mit nicht balb so lieb ist, wie der Herr Gusch. Ihre menn ich fragen dürste, mas soll ich wohl dem Heller. Gusch. Ist Machene, ce que vous voudrez, dern Gusch, ist Machene, ce que vous voudrez, mas such mach. Auf deis delicieuse, was d'Madame it wist in die meist Wüsche, aber wenn ib weiß, daß ich am Ist uf Wähler. Ist Machene Rüsche, es jamais i Nacht, daber wenn ib weiß, daß ich am Ist uf wieder, daber wenn ib weiß, daß ich am Ist uf wieder, daber wenn ib weiß, daß ich am Ist uf wieder, in bie meist in dann es i'b jamais i'Mittag u spar mus kanne wiesen et si rassine, so exquesit, wie ier, das muß i'b säge. Me son

Abb. 5: Im Kalendertext «Wie ein Welsch Wein verkauft» fällt schon durch die Schrift auf den ersten Blick die häufige Verwendung französischer Fremdwörter und Sprachfloskeln auf.

gemein und drekig, werdest lieber Schleier übers Gfräss hängen und die Hände in Büffel Häute steken». 16

Nicht nur in seinen Zeitungsartikeln, den Kalenderschriften, den moralischen Traktaten und in seiner Briefkorrespondenz, sondern auch in seinem eigentlichen erzählerischen Werk dient die französische Sprache zur Offenlegung verzärtelten und heuchlerischen Umgangs. In seiner Erzählung «Der Ball» (1853) zeichnen sich die Stadtbewohner, also Stadtberner, gegenüber der Landbevölkerung durch das Französische aus, und das nicht zu ihrem Vorteil. Die Erzählung geht zurück auf ein zu Lebzeiten unveröffentlicht gebliebenes Romanfragment, heute unter dem Namen «Der Herr Esau» bekannt. Während aber die Hauptfigur, ein Ratsherrensohn, im Romanfragment noch Jakob heisst, erscheint die Figur in der Überarbeitung als Jacot – gewiss französisch auszusprechen. Auch seine Schwester Lisette und deren Bekannte Rosalie stehen schon durch ihre Vornamen in Opposition zu ihren Spiegelfiguren vom Lande, Trineli und Stine, Schwestern des Bäni Treu. Bemerkenswert ist, dass der Familienname Jacots und Lisettes, Gygampf, nur wenig französisch anmutet, vielmehr seine Berner Herkunft deutlich präsentiert.

Sprache ist hier in den historischen Kontext eingebettet. Das Französische, die Umgangssprache des Berner Patriziats, wird von Gotthelf im politischen Zusammenhang zunehmend negativ konnotiert. Kein Wunder, dass die Städter in der Begegnung mit der Landbevölkerung in Bezug auf die Sprache auf taube Ohren stossen: «Ist auch ein Perrüquier oder eine Coiffeuse hier?» fragt Rosalie bei einem Ballbesuch auf dem Lande und bekommt ein trockenes «Kann nit Weltsch, und Weltschi wohne keini hier» entgegnet, ihr vornehmes Getue ist damit der Lächerlichkeit preisgegeben. In ihrem Zorn beginnt Rosalie später «Welsch zu reden, was heutzutage etwas mißlich ist, wenn man nämlich schimpfen will, doch so, daß es niemand hören soll». Gewohnt,

orachspiegel Ieft 6 – 2013

¹⁶ Brief vom 17. Dezember 1853 an Cécile, zit. nach von Rütte 1999, S. 127.

¹⁷ SW 21, S. 243.

¹⁸ SW 21, S. 246.

sich selbst durch das Französische zu zensurieren und Schimpfreden damit die Spitze zu brechen, nimmt Rosalie sich so die Chance, ihre Kritik – ob gerechtfertigt oder nicht, ist dabei einerlei – an die entsprechende Zielperson zu bringen.

Mit dieser Abwertung des Französischen, das in der Stadtberner Alltagssprache offensichtlich gang und gäbe war, führt Gotthelf in seinen Erzählungen auch auf Ebene der sprachlichen Umgangsformen aus, was er der radikalliberalen Regierung in deren Politik vorwarf: Sie hätten in der Zeit zwischen der Regenerationsrevolution von 1831 und den Freischarenzügen von 1844/45 eine «junge Aristokratie»¹⁹ etabliert, in der Vetternwirtschaft und Eigennutz sich genauso breitmachten wie im Ancien Régime. Der schon festgestellte sprachliche Gegensatz zwischen ländlichem Dialekt und städtischer Hochsprache, der besonders beim späten Gotthelf auch einen politischen Gegensatz zwischen ländlicher Opposition und radikalliberaler Regierung sowie deutschen Flüchtlingen darstellt, wird durch die Verwendung des aristokratisch geprägten Französisch noch verstärkt. In dieser Hinsicht scheint es nur konsequent, wenn die städtischen Machthaber in Regierung und Verwaltung sich wieder zunehmend mit der fremden Sprache schmücken und damit die Kluft zwischen Stadt und Land neu heraufbeschwören.

Neu in die Texte eintauchen

Auch wenn sie kaum einmal wichtiger als der eigentliche Text sind, so können Korrekturprozesse doch Hinweise über die Genese und auf die mögliche Interpretation von Texten liefern und damit neue Forschungsanreize liefern. Nicht umsonst neigt die Editionsphilologie in den letzten Jahrzehnten dazu, die Materialität der Werke – ihre stofflich überlieferte Beschaffenheit – immer stärker ins Bewusstsein zu rücken. Auch die neue Historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke von Jeremias Gotthelf will dem Leser ein umfangreiches Material zur Hand geben, um in diese Texte intensiver und auf diese Art vielleicht auch neu einzutauchen.